
HERDER

KORRESPONDENZ

Heft 11 · 40. Jahrgang · November 1986

Das entscheidende Element in der gegenwärtigen Situation des westlichen Menschen ist der Verlust der Dimension der Tiefe.

Paul Tillich

Worauf wird gehofft?

Die Ärztin eines Ostberliner Krankenhauses, Hauptfigur von „Drachenblut“, einer Novelle des DDR-Schriftstellers *Christoph Hein* (Darmstadt und Neuwied 1983), sagt von sich, daß sie nicht glücklich sei, aber auch nicht unglücklich. Als geschiedene Frau hatte sie eine Zeitlang eine „hübsche Beziehung“ zu einem gewissen Henry. Henry war verheiratet und hatte Kinder. Auf Grund unglücklicher Umstände kam er ums Leben. Die Frau zögerte, ob sie zu seiner Beerdigung gehen sollte. Während der Zeit ihrer Beziehung hatten sie es tunlichst unterlassen, sich gegenseitig mit „Mißlichkeiten“ zu behelligen. Ja, es gehe ihr gut, sagt sie. Ihrer Mutter habe sie am Telefon sogar gesagt, es gehe ihr glänzend: „Ich bin ausgeglichen. Ich bin einigermaßen beliebt. Ich habe wieder einen Freund . . . Ich bin mit meiner Wohnung zufrieden. Meine Haut ist in Ordnung. Was mir Spaß macht, kann ich mir leisten. Ich bin gesund. Alles, was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut.“

Fehlt Hoffnung, wo nichts fehlt?

Sieht man einmal von der Überraschung ab, mit der man immer noch registriert, daß das Leben der Menschen im zweiten deutschen Staat trotz eines geringeren Freiheitsniveaus und einiger Annehmlichkeiten weniger als im Westen so verschieden von dem bei uns offenbar nicht ist, dann drängt sich einem nach der Lektüre dieser Erzählung natürlich trotz – bzw. gerade wegen – aller gegenteiligen Beteuerungen der Frau der Eindruck auf, daß ihr Wichtiges fehlt. Sie sagt es übrigens selbst: Bei der Durchsicht ihrer sorgfältig in einem Schrank verstauten Photographien fällt ihr auf, daß den Bildern der Horizont ebenso fehlt wie das Verwelken und das Vergehen, „und damit die Hoffnung“. Hoffnung ist für sie ansonsten allenfalls das Rauschen und Vibrieren von Stahlseilen aus der Tiefe eines Fahrstuhlchachtes, das ihr vorkommt wie ein „Versprechen auf eine erwünschte Veränderung“, wie eine „Hoffnung, die geduldig macht“. Im übrigen aber kommt einem das Wort Hoffnung in

dieser Erzählung vor wie aus einer Kategorie von Wörtern stammend, die im Leben dieser Frau ohne sonderliche Ausschläge des Zeigers für Gefühle, Sehnsüchte, Möglichkeitssinn oder Trauer nicht recht hineinpassen. Das Wort Hoffnung klingt vor diesem Hintergrund wie ein Wort aus einem Sprachfeld, das außer Gebrauch geraten ist, ähnlich vielleicht wie Ewigkeit oder „Bis der Tod euch scheidet“ oder Liebe. Vielleicht ist es kein Zufall, daß Verliebt-Sein, das Lesen von biblischen Geschichten und die Freundschaft zu Katharina für die Protagonistin dieser Erzählung allesamt Elemente einer früheren Lebensperiode sind. Inzwischen ist sie zur Überzeugung gelangt, daß sie ungeeignet sei für Mystik: „Und jede Überlegung, die da mehr sagen will, als die Biologie es vermag, ist für mich mystisch.“ Und: Sie hält diese Einstellung nicht für Schwäche, sondern für Stärke. Trennungen können sie nicht mehr umwerfen. Sie vermeidet es, enttäuscht zu sein: „Ich bin unverletzlich geworden. Ich habe in Drachenblut gebadet . . .“

Ob ihre Haut nun wirklich so undurchlässig ist, wie sie es beschwört, ob in ihr nicht doch mehr Sehnsucht steckt, als sie zuzugeben bereit ist, diese Frage kann man getrost auf sich beruhen lassen, den Befund stößt sie nicht um: Die Ich-Erzählerin dieser Geschichte stellt geradezu das zum Typus verdichtete Lavieren heutiger Menschen dar zwischen einem Bedürfnis nach Hoffnung, das man sich nur selten eingesteht, und einer Hoffnungslosigkeit, die einen durchaus nicht partout hoffnungslos machen muß, mit der für alles Typische und Erzählte notwendigen Einschränkung natürlich, daß es nicht identisch sein muß mit tatsächlich Gelebtem. Schlechte Zeiten für die Hoffnung? Zumindest schwierige. Im einzelnen ist nicht immer leicht auszumachen, um was es sich handelt, um die vielen kleinen Allerwelts-Hoffnungen, die im Falle, daß sie enttäuscht werden, niemandem weh tun, oder um die *eine* Hoffnung, an der möglicherweise irgendwann einmal alles hängen könnte, deren Enttäuschung sich auch nicht durch noch so viele Erfolgserlebnisse, Zuwendungen, Glückserfahrungen aufwiegen läßt. Vielleicht hängen beide Arten von Hoff-

nung auch stärker zusammen, als man gemeinhin annimmt. Jedenfalls steckt man seine Erwartungen erst gar nicht so hoch und kann daher auch nicht enttäuscht werden. Ohne Hoffnung ist man nicht, weil einem etwas fehlt, sondern weil einem gerade nichts fehlt, wenigstens nichts wirklich Entscheidendes.

Dem Tod den Stachel genommen

Nicht alle Bürger einer mitteleuropäischen Industriegesellschaft mögen wie diese Ärztin einer gehobenen Mittelschicht angehören, mit sicherem Arbeitsplatz und passablem Einkommen. Nicht alle haben Distanz zu anderen Menschen gewissermaßen zu ihrem Lebensprinzip erhoben (was nicht besagt, daß diese Frau sich nicht dennoch ein waches Gespür dafür bewahrt hat, wo sie gebraucht wird). Vielen wird es durchaus an manchem fehlen, und nicht nur Materiellem, so daß sich bei ihnen die Frage nach der Hoffnung etwas anders stellen mag. Dennoch vermittelt dieser Prosatext ein durchaus prototypisches Bild eines heute anzutreffenden Lebensgefühls. Während die Hoffnung vor 20 Jahren noch in einem allgemeinen Zukunfts- und Fortschrittsoptimismus mitschwimmen konnte, muß sie sich heutzutage einer resignativen Grundstimmung entgegenstellen. Sie wandert nicht selten ins Private ab und tut sich auch dort, wie man sieht, mitunter recht schwer. Die Angewohnheit, die Wirklichkeit vorrangig unter dem Blickwinkel ihrer Veränderbarkeit zu betrachten, erfuhr eine beträchtliche Ernüchterung. Wir richten unsere Hoffnung weniger denn je auf etwas positiv Beschreibbares, sondern auf das, was hoffentlich nicht eintritt...

Vor allem aber wird der individuellen Kontingenzbewältigung wieder eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, allem voran dem Tod, sei es, daß man ihn mehr oder weniger erfolgreich zu verdrängen versucht wie die Ärztin in „Drachenblut“ („Meine undurchlässige Haut ist meine feste Burg“) oder daß man sich ihn zum Freund macht wie der Künstler *Horst Janssen* bei seiner Lübecker Ansprache über den Tod (FAZ, 6. 1. 86): „Aber der Tod – ER ist eine feste Burg.“ Lange Zeit war es der Tod, der gewissermaßen als letzte Barriere erschien, über die auch der aufgeklärteste Frager nicht hinwegkonnte. Inzwischen wird jedoch vielerorten versucht, den Eindruck zu erwecken, als sei der Tod gar nicht das Problem. Henry, der Bekannte der Ärztin, sagt von sich, daß er sich nicht vor dem Sterben fürchte. Schlimmer sei es für ihn, „nicht wirklich zu leben“. Und Horst Janssen bekennt in einer Mischung aus prophetischem *Memento mori* und vitalistischem Einverständnis mit dem Tod, daß er zwar das Sterben in Krankheit und Grausamkeit hasse, aber ansonsten das einzig Sichere im Leben der Tod sei; zu ihm unterhalte er ein freundschaftliches Verhältnis.

Auch wenn hier noch versucht wird, dem Tod als Geheimnis etwas abzugewinnen, so kann diese Kameraderie mit dem Tod ihre Verwandtschaft mit einem Tod kaum verleugnen, der strikt als das angesehen wird, was er bio-

logisch ist: das Ende der Lebenskurve eines Organismus, das schon aus Gründen des geordneten Fortbestehens der Gesamtpopulation unverzichtbar ist. Die Vernünftigkeit des Todes für die Gattung tritt bei der Vorstellung vom „natürlichen Tod“ an die Stelle des trauernden Aufbegehrens gegen den konkreten, als schmerzlich empfundenen Schnitt. Zu einer Zeit vielfältiger Ängste um das eigene Leben und das Leben anderer wird das Bedürfnis nach Sicherheit, und sei es im Tod, größer als die Bereitschaft, gegen das Unausweichliche zu hoffen.

Genährt wird diese grundlegende Veränderung im Umgang mit dem Tod aus zwei Quellen: zum einen durch das Unvermögen, religiöses Geheimnis und geheimnislose Natur jeweils für sich und doch aufeinander bezogen zu denken, zum anderen von der Verlagerung der Angst vor dem Tod auf das, was dem Tod vorausgeht bzw. vorausgehen kann. Letzteres dadurch, daß Rolle und Auftrag der Medizin zur Frage geworden sind: Sie kann zwar den Zeitpunkt des Sterbens hinausschieben, was dem Sterbenden damit aber zugleich auch u. U. an Leiden auferlegt wird, provoziert die Frage nach der Verhältnismäßigkeit. Die Vorstellung vom „natürlichen Tod“ soll den Tod entdramatisieren und Angst abbauen.

Was christliche Unsterblichkeit eigentlich meint

Die Gefahr, den Tod lediglich zu verdrängen bzw. zu verharmlosen und damit Hoffnung angesichts des Todes im eigentlichen Sinn zu verunmöglichen, besteht auch noch aus einem weiteren Grund. Auch wenn man in jüngster Zeit in der Theologie von einer scharfen Entgegensetzung zwischen Auferstehung und Unsterblichkeit der Seele eher wieder abgerückt ist, die Seele als Bezeichnung dieses einen von zwei Aspekten der körperlich-geistigen Einheit Mensch sogar eine gewisse Rehabilitierung erfährt, es bleibt die Tatsache, daß man in Theologie und Verkündigung sich der besonderen Problematik und Mißverständlichkeit von Begriffen wie Unsterblichkeit und Seele bewußt geworden ist. Während man sich dort also vor der Versuchung eines dualistischen Auseinanderreißen von Leib und Seele in acht nimmt, verstärken sich im Bereich einer neuen, außerkirchlichen, synkretistischen Religiosität Tendenzen eines wiedererstarkenden Dualismus, deutlich erkennbar z. B. an der Art und Weise und am Ausmaß, wie in westlichen Industrieländern heute die aus dem Osten stammenden Seelenwanderungslehren rezipiert werden. Es sieht ganz so aus, als suche man sich seine Form des Umgangs mit Tod und Unsterblichkeit dort, wo sie einem am ehesten angeboten wird: wenn nicht in den Kirchen, dann eben außerhalb. Alles Irritierende am Tod, sein Charakter als bedrohliches Widerfahrnis wird auch hier latent aufgehoben, verharmlost, weil der Tod letztlich nur noch als Übergang von einer obendrein nur vorübergehenden und letztlich belangloseren Existenzweise zur anderen angesehen wird. Da alles Leiblich-Geschichtliche nicht eigentlich zu

dem gerechnet wird, was die Identität des Menschen ausmacht, kann der Tod dem Menschen an sich kaum etwas anhaben. Vermeintliches Wissen über eine alles Leiblich-Geschichtliche übersteigende menschliche Identität dominiert und kann die Notwendigkeit der Hoffnung samt ihrer radikalen Ungesicherheit eigentlich nicht aufkommen lassen. Die Hoffnung des Christen ist hingegen etwas anderes als der sichere Verweis auf eine Unsterblichkeit, auf Grund deren man sich ein für allemal gegen alles geschützt weiß, was einem im Tod geschehen könnte. Sie ist auch etwas anderes als Vertrauen auf die eigene Leistung, mit der man sich von Leben zu Leben zu vervollkommen sucht. Hoffnung findet im Grunde erst da statt, wo man ein schlechterdings unverdientes Geschenk erhofft. Wo das Erhoffte nur Gegenleistung ist, braucht man es nicht zu erhoffen, es steht einem zu.

Man zieht sich in seiner eigenen Burg zurück und verlernt auf diese Weise, sich selbst und seine Begrenztheit hoffend zu überschreiten, weil man von außen auch nichts mehr erwartet – Man freundet sich mit dem an, der ohnehin todsicher ist, dem Tod nämlich, und glaubt so dem unausweichlich drohenden Ende ein Schnippchen geschlagen zu haben – Man versucht, der Tödlichkeit des Todes dadurch aus dem Wege zu gehen, daß man der Todesgrenze ihre Endgültigkeit zu nehmen bemüht ist ... Zeigt dieser Befund nun eigentlich mehr an, als daß Menschen sich immer wieder diesem ebenso anspruchsvollen wie labilen Balanceakt der Hoffnung zwischen dem *Schon* einer bereits ergangenen Erlösungstat Gottes und dem *Noch-nicht* einer in seiner ganzen Fülle noch ausstehenden letzten Vollendung von Mensch und Schöpfung durch Gott auf die eine oder andere Weise entziehen? Bestehen, solange es die Verheißung endgültigen Heils durch Gott gibt, immer auch die bekannten Schwierigkeiten mit dem Nur-Verheißenen?

Wo Hoffnung zum Ernstfall wird

Die christliche Hoffnung angesichts von Leiden und Tod ist nicht erst seit heute eine „Torheit“, dennoch zeigen diese Beispiele, wie gegenwärtig elementare Verständnisschwierigkeiten über das aufbrechen, was Christen Hoffnung nennen, bzw. wie sehr diese gelebte Hoffnung Antworten bieten könnte auf Fragen, die sich im Zusammenhang mit Selbstfindung und Beheimatung in einer säkularisierten Gesellschaft verschärft stellen:

1. *Selbstüberschreitung.* Für die Ärztin in der Novelle war es u. U. eine große Befreiung, als sie einmal gelernt hatte, ich zu sagen. Den dadurch gewonnenen Selbststand glaubt sie nun jedoch in permanenter Selbstbehauptung verteidigen zu müssen. Hoffnung ist für sie etwas aus der Zeit vergangener Unselbständigkeit. Um überhaupt einmal wieder hoffen zu können, müßte diese Frau sich neu als endlich erleben lernen, als auf andere angewiesen, sie müßte ihre Angst verlieren, von ihrer Freiheit radikal Gebrauch zu machen. Es müßte sich ihr neu eine Endlichkeit, eine Abhängigkeit eröffnen, die keineswegs klein

hält und unfrei macht, wie sie jetzt vielleicht noch befürchtet. Christoph Hein veranschaulicht in seiner Erzählung eine verbreitete Überforderung des Ichs, die wohl nur zu überwinden wäre, wenn man den Mut fände, sich selbst hoffend zu überschreiten. Mit der Hoffnung auf Auferstehung hat dies zunächst nur indirekt zu tun: Zu dem Bekenntnis, daß im Tod Leben aufbrechen kann, wird es jedoch erst kommen können, wenn man auch erfahren hat, daß Menschen tot sein können, selbst wenn sie leben.

2. *Leidenserinnerung.* Die Vorstellung vom natürlichen Tod würde man mißverstehen, wollte man unterstellen, ihre Vertreter sähen nicht, daß viele Tode eben nicht natürlich gestorben werden – weil zu früh oder durch Gewalteinwirkung. Insofern ist mit dieser Vorstellung die Forderung verbunden, allen diesen natürlichen Tod erst einmal zu ermöglichen. Dennoch fragt es sich, ob hier nicht vergessen wird, daß jeder Tod, und sei er noch so „natürlich“, einen schmerzhaften Verlust bedeutet, unabgegoltene Sehnsüchte übrigläßt. Werden hier die Widersprüche, die mit dem Tod gegeben sind, um des vermeintlichen Fortschritts einer natürlichen Harmonie willen nicht übergangen? Gerade Christen erinnern im übrigen an einen durch und durch unnatürlichen Tod. Christliche Hoffnung zeigt sich gerade darin, daß auch die unabgeholzten Wünsche derjenigen, die zu früh oder gewaltsam sterben, das Glück, das ungelebt blieb, in dem aufgehoben sind, was man „ewiges Leben“ und „Auferweckung der Toten“ nennt. Was heißt im übrigen „natürlich“? Gehört es nicht zur Würde der Trauer, sich nicht einfach in das Natürliche und Unausweichliche sang- und klanglos zu schicken? Beginnt nicht die Möglichkeit, das Geheimnis zu denken, immer mit der Fähigkeit, das Nur-Natürliche zu transzendieren?

3. *Begrenzte Zeit.* Gisbert Greshake hat darauf hingewiesen, daß es kein Zufall sei, wenn gerade heute die Seelenwanderungslehren bei uns auf Interesse stoßen und vor allem, wie dies geschieht. Er sieht darin einen Versuch, vor der Endgültigkeit von Zeit und Geschichte zu fliehen, indem man sich mit der Perspektive tröstet, weitere Leben stünden zur Verfügung für eine Bewährung, die hier und jetzt nicht geleistet werden müsse. Man drücke sich so vor letzter Verantwortung, das Leben erhalte etwas Spielerisch-Unernstes: „Die menschliche Freiheit als Fähigkeit, sich in befristeter Zeit in wagemdem, letztgültigem Einsatz zu verwirklichen (wird damit) mehr oder minder entwertet“ (Gisbert Greshake, Seelenwanderung oder Auferstehung, in: ders., Gottes Heil, Glück des Menschen, Freiburg 1983, S. 229). Ähnlich ist es mit der Hoffnung: Sie erlebt erst ihren Ernstfall, wenn das Leben als radikal begrenzt angenommen wird und nicht noch allerlei Hintertürchen offengehalten werden. Christliche Hoffnung bekennt – in welchem Bild sie dies auch immer auszudrücken versucht – nicht mehr, aber auch nicht weniger, daß Gott denjenigen, den er geschaffen hat und den er liebt, auch und erst recht im Tod nicht verläßt.

Klaus Nientiedt